

Aus dem Lager

Die Lebensbedingungen russischer Strafgefangener dürften den meisten unbekannt sein. Die alpträumerhaften Verhältnisse in den Gefängnissen wirken sich gleichermassen auf Häftlinge und Bewacher aus. Und es ist keineswegs klar, wen es härter trifft. Von Michail Chodorkowski

Ljoscha Ljoscha Badajew, ein junger Burjate. Breites, rundes Gesicht, schwarze Augen, immer zusammengekniffen. Keine Erinnerung an die Eltern, aufgewachsen bei einer Tante. Zwei Jahre Schule, anschliessend Dorfschäfer.

Eines Tages geriet er an einen Dieb, der ein Schaf stehlen wollte. Er warf mit einem Stein nach ihm, traf ihn am Kopf. Der Mann, ein harter Bursche, rappelte sich schnell wieder hoch. Ljoscha geriet in Panik und warf noch einmal einen Stein und noch einmal. Als ihm klar wurde, was er getan hatte, ergriff er die Flucht.

Einige Monate später wurde er, tausend Kilometer von seinem Dorf entfernt, beim Stehlen von Lebensmitteln erwischt. Gerichtsverfahren, sechseinhalb Jahre. Nicht unangemessen, alles in allem. Zuerst Arbeitslager für Minderjährige, inzwischen im Erwachsenen-Lager.

Ich lernte Ljoscha in der Näherei kennen, wo er einen Job gefunden hatte. Er war arbeitsam, ruhig, verschwiegen. Als ich einmal für etwas bestraft werde, strengte ich ein Gerichtsverfahren gegen die Lagerleitung an. Zu meiner Überraschung erfahre ich, dass Ljoscha als Zeuge aussagen soll. Ich bin sicher, er wird sagen, was man von ihm hören will. Es gibt viele Möglichkeiten im Lager, jemanden zu «überreden».

Zur Gerichtsverhandlung ist die ganze Führungsriege erschienen — Lagerkommandant, Chefaufseher, Stellvertreter.

Ljoscha wird hereingerufen. Er ist unsicher und verängstigt, spricht stockend, sagt aber die Wahrheit. Mein Verteidiger und ich wechseln erstaunte Blicke. Unsere Gegner auch. Der Richter entlässt Ljoscha. Ljoscha geht hinaus, kommt aber sofort wieder herein. «Er», sagt Ljoscha und zeigt auf den Chefaufseher, «hat mir zwei Päckchen Zigaretten gegeben und gesagt, ich soll lügen.» Der Chefaufseher ist wütend, auch wenn er sich nichts anmerken lässt.

«Ich habe aber nicht gelogen», fährt Ljoscha fort. «Ich habe die Wahrheit gesagt. Hier, die Zigaretten!» Er übergibt dem Richter eine Schachtel L&M. «Die anderen habe ich geraucht», räumt er ein. «Solche Zigaretten hatte ich noch nie.» Schweigen. «Kann ich jetzt gehen, oder gibt es noch etwas?» — «Geh, geh! Du hast schon alles gesagt», sagt der Lagerkommandant. Ljoscha geht. Wieder Schweigen.

Schliesslich sagt der Richter: «Es steht alles im Protokoll. Wenn dem Jungen etwas geschieht, werde ich es veröffentlichen.» Nach der Verhandlung frage ich Ljoscha: «Warum hast du das gemacht? Du weisst, es wird Probleme geben.» — «Du hast mir doch nichts ge-

tan. Ich konnte nicht anders.» Es folgte die unvermeidliche Abrechnung. Als ich einmal aus der Strafzelle komme, erfahre ich, dass Ljoscha ebenfalls dort war. Den Job in der Näherei ist er los. Aber wenn wir uns gelegentlich sahen, lächelte Ljoscha und sagte: «Alles in Ordnung.»

Die Sache sprach sich natürlich im ganzen Lager herum. Und als ich darum bat, mir sofort Bescheid zu sagen, falls jemand versuchen sollte, ihn zusammenzuschlagen (eine übliche Methode), erhielt ich die erstaunliche Antwort: «Das wird sich niemand trauen. Die Verwaltung hat Angst, und die Zeks respektieren mich jetzt» (*zek*: Slang für Häftling).

Sechs Monate später wurde ich in ein anderes Gefängnis verlegt. Ljoscha hatte seine Strafe schon längst abgesessen. Was ist aus ihm geworden? Ich weiss es nicht und will auch nicht nachfragen, damit er keine Probleme bekommt. Aber ich hoffe wirklich, dass er in Würde und ohne Angst leben kann.

Die Schläge sind professionell: kaum Spuren, aber der Betreffende stöhnt und hat Blut im Urin.

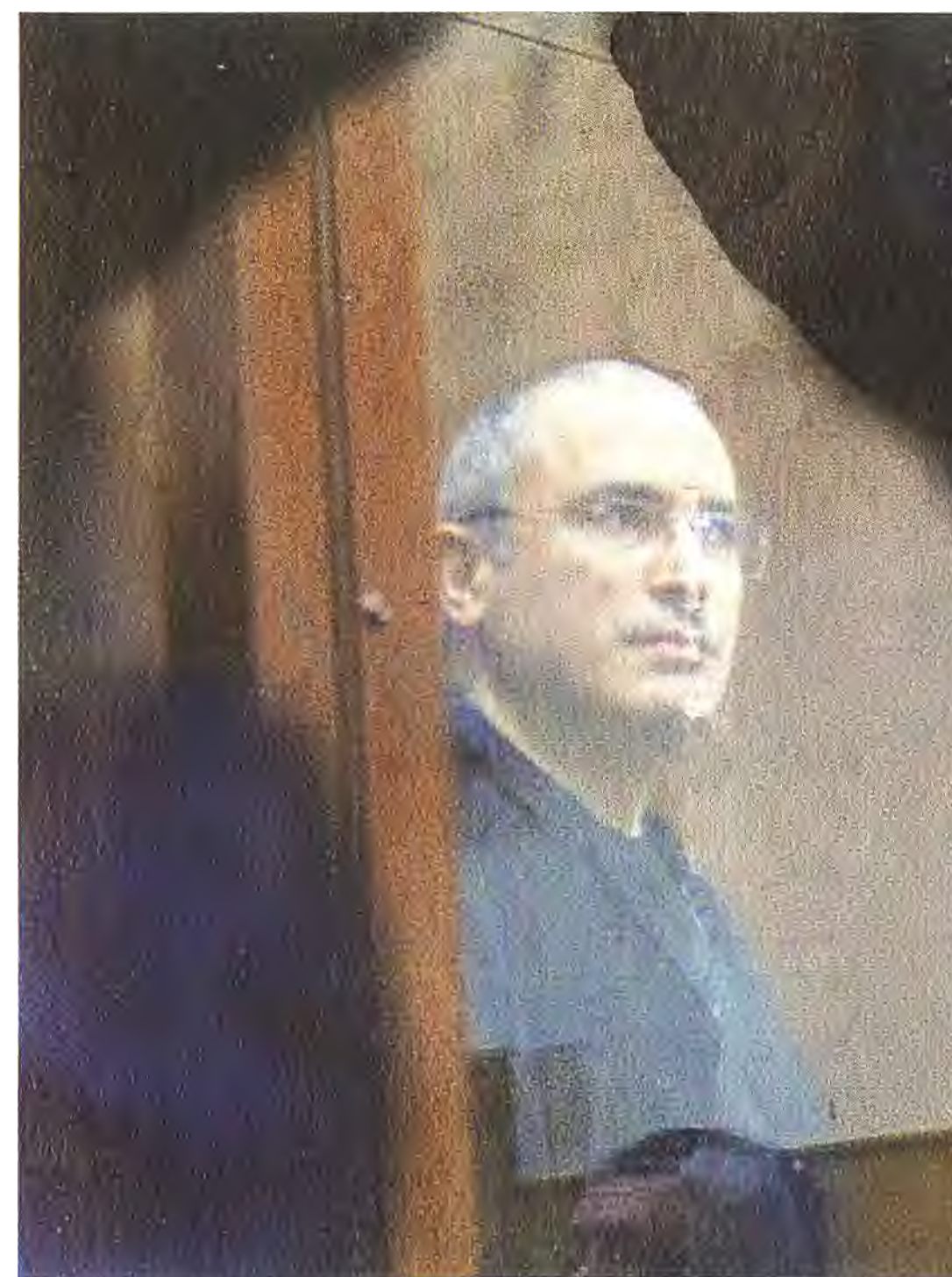
Wenn wir uns arrangieren — lügen, still halten, nichts sehen, uns hinter den Ausreden «Ich habe Familie», «Die Zeiten sind nun mal so» oder «Jeder macht das» verstecken: Mit wem verhandeln wir dann? Wann erkennen wir, dass sich das Gewissen nicht korrumpieren lässt? Im Angesicht der Katastrophe? Oder später, wenn wir eine Lebensbilanz ziehen und erkennen müssen, dass es kein Entrinnen mehr gibt, nur noch Erinnerungen? Aber dann ist es zu spät.

Sergei Sergejewitsch Die Aufseher fühlen sich freier als die Häftlinge. Ihre offizielle Aufgabe ist es, Verstösse gegen die Lagerordnung zu verhindern beziehungsweise zu ahnden. Für sie gibt es kaum Vorschriften, an die sie sich halten müssten. «Gesichtskorrekturen» und stundenlange «Gespräche» sind nur ein Bruchteil ihres Arsenal. In der Regel wissen sie, wie sie mit Leuten umgehen, mit ihnen sprechen müssen. Es gibt Ausnahmen.

Der 27-jährige Chefaufseher, der Pelsche heisst und dessen schwer auszusprechender Name und Vatersname längst zu Sergei Sergejewitsch vereinfacht wurden, spricht nicht gern. Er rammt einem das Gesicht mit den hellen eiskalten Augen ins Gesicht und stammelt irgendetwas. Wenn er nüchtern ist.

Er ist selten nüchtern. Wenn seine leicht abstehenden Ohren wie eine rote Ampel glühen und er einen verräterischen Geruch verströmt, bedeutet das, dass er guter Laune ist und vernünftig reden wird. Es ist zugleich eine Warnung für Sorglose: «Pass auf deine Worte auf!» Das Gedächtnis eines Aufsehers wird durch Alkohol nicht abgestellt.

Sergei Sergejewitsch kann einem schweigenden Gegenüber mit seinen Fäusten auf die Sprünge helfen. Seine Schläge sind professionell: kaum Spuren, aber der Betreffende stöhnt und hat tagelang Blut im Urin. Sergei Sergejewitsch gilt nicht als Bestie. Andere Aufseher sind viel brutaler.



«Wenn Sie und Ihre Kollegen mit den Häftlingen

Neben seinen Fäusten kann Sergei Sergejewitsch aber auch Tee und Kuchen anbieten oder Zigaretten oder sogar sein Mobiltelefon. Die Nummer wird natürlich gespeichert.

Sergei Sergejewitsch betrachtet die gelegentlichen Besuche von Gefängnisinspektoren als unvermeidliches Übel — darin unterscheidet er sich nicht von den anderen Lagerinsassen. Meistens sammelt er unter seinen Kollegen Geld für die Bewirtung der Besucher. Aber wenn es kurz vor Zahltag ist, wendet er sich schon mal an die Häftlinge.

Die Zeks reagieren verständnisvoll und steuern das Ihre bei. Manchmal schlagen sie

den Rückkauf konfiszierter Artikel vor — eines Handys oder eines anderen verbotenen Gegenstands. Manchmal wird man sich sogar einig.

Vor den Inspektoren oder vor Gericht greift der Chefaufseher zu schamlosen Lügen. «Sergei Sergejewitsch, wer hat diese zweiseitige Erklärung geschrieben?», fragt der Richter. «Strafgefangener Badajew persönlich», antwortet Sergei Sergejewitsch sofort. «Ist dort vermerkt.» — «Aber in seiner Akte steht, dass er nicht schreiben kann. Er hat nur zwei Jahre die Schule besucht.»

Sergei Sergejewitsch schweigt, seine Verkehrsampel leuchtet knallrot. Man könnte denken, er schäme sich. Aber wir wissen, warum. Sergei Sergejewitsch denkt die ganze Zeit nach. Die Verhandlung interessiert ihn einen Dreck. Anders als Badajew, aber wer interessiert sich schon für Badajew.

Früher haben die Kriminellen selbst für Ordnung in den Gefängnissen gesorgt und unnötige Konflikte zwischen den Insassen verhindert. Sie verbreiteten dabei ihre kriminelle Ideologie. Heutzutage besorgen das Sergei Sergejewitsch und seine Kollegen und ziehen damit

Sergejewitsch, den diese Vorstellung offenbar nicht bedrückt. Er unterscheidet sich nicht von den anderen. Manchmal scheint es, als sei das Gefängnis nur eine grotesk-extreme Form des Lebens «in Freiheit». Zwischen einem Gangster und einem Beamten gibt es kaum einen Unterschied. Sieht ein normaler Mensch überhaupt einen Unterschied?

Was ist mit denen, die Angst haben, für ihre Rechte einzutreten, die sich anpassen, hinter Gehorsam verstecken? Wird aus unserer *Schutzmaske* nicht unser wahres Gesicht? Verwandeln wir uns nicht in stumme Sklaven, die bereit sind, auf Befehl von oben jede Scheusslichkeit zu begehen? Als ich die Strafkolonie verliess, trug Sergei Sergejewitsch meine Sachen persönlich zum Auto. «Ich bitte dich, komm nicht wieder zurück», sagte er. «Ohne dich ist es friedlicher hier.» Vier Jahre später lag die Strafkolonie nach einem Brand in Schutt und Asche.

Kolja Nach so vielen Jahren im Gefängnis neige ich nicht dazu, die Leute zu idealisieren, denen ich begegnet bin. Aber viele Häftlinge

schrecklichen Narbe am Bauch. «Kolja, was ist passiert?» — «Sie haben mich wieder mit *dope* erwischt.» Kolja zögert, dann erzählt er eine Geschichte, die von Augenzeugen bestätigt wurde.

Nachdem er als Wiederholungstäter eingeliefert worden war, beschlossen die Aufseher, ihm noch einen anderen Fall anzuhängen («das Kissen zu füllen»). Dabei wird meist sehr ähnlich vorgegangen. Dem Häftling wird ganz offen gesagt: «Wir brummen dir nur zwei zusätzliche Jahre auf. Wir werden es dem

«Ich bitte dich, komm nicht wieder zurück», sagte er. «Ohne dich ist es friedlicher hier.»

Richter erklären. Wenn du wegen Diebstahls verurteilt wirst, kannst du Besuch empfangen und dir dein Straflager aussuchen.»

Meist geht es um ein entwendetes Handy. Kolja willigte sofort ein. Doch bei der Gegenüberstellung brachte man eine Babuschka, der irgendjemand 2000 Rubel (etwa 70 Dollar) gestohlen hatte. Die Alte erinnerte sich natürlich an nichts mehr und «identifizierte» den Mann, auf den die Wärter zeigten.

In dem Moment wurde Kolja plötzlich störrisch. «Mit alten Leuten habe ich mich nie abgegeben, immer nur mit Gleichaltrigen. Eine alte Frau um ihr ganzes Geld bringen, nein. Nicht mit mir. Und wenn ihr mich umbringt.»

Die Aufseher guckten verblüfft. «Kolja, für das Gericht ändert das nichts. Der gleiche Betrag, das gleiche Urteil. Warum sträubst du dich? Wir können die Sache nicht deinetwegen noch einmal durchziehen.» — «Nein», sagte Kolja.

Dann schickten sie ihn in die Zelle, er solle es sich noch einmal überlegen. Nicht ohne ihn vorher ordentlich bearbeitet zu haben. Wenig später trommelte er an die Zellentür, und als sie die Essensklappe öffneten, hielt er ihnen seine heraushängenden Gedärme hin. Er hatte sich den Bauch aufgeschlitzt. Ehe die Ärzte erschienen, versuchten andere Häftlinge, die Gedärme wieder in den Bauch zu stopfen. Kolja wurde wie durch ein Wunder gerettet. Heute ist er ein Invalide, aber er bedauert nichts. «Wenn sie mir den Diebstahl angehängt hätten, wäre ich ohnehin gestorben.» Er meint, er hätte die Selbstachtung verloren, und ohne Selbstachtung hätte er nicht mehr leben können.

Ich sehe ihn an und denke an die vielen Leute draussen, denen ihre Ehre viel weniger wert ist und die nichts dabei finden, einem alten Menschen ein paar tausend Rubel zu stehlen.

Und auf einmal bin ich stolz auf Kolja.

Michail Chodorkowski, der ehemalige Yukos-Chef, ist gegenwärtig in einem Lager in Nordkarelien inhaftiert.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**
Copyright *New York Times*



tauschen würden, würde man kaum einen Unterschied bemerken: Insasse Chodorkowski.

faktisch den Verbrechernachwuchs heran. «Du bist kein Mensch, die anderen sind auch keine Menschen!» — «Du sollst nur auf deine Vorgesetzten hören und Befehle ausführen, ohne darüber nachzudenken!» «Wer nicht denkt, lebt besser!» Solche Sprüche werden den 18- bis 25jährigen Insassen eingebläut. Der Anteil der Rückfälligen ist erschreckend hoch. Wer nicht wieder im Knast landet, schafft das nicht dank, sondern trotz des Systems.

«Sergei Sergejewitsch», sage ich, «wenn Sie und Ihre Kollegen mit den Häftlingen tauschen würden, würde man kaum einen Unterschied bemerken.» — «Stimmt», sagt Sergei

haben ihre Prinzipien. Sind es die richtigen? Kommt darauf an. Immerhin sind die Leute aber bereit, für ihre Prinzipien einen Preis zu zahlen, einen hohen Preis.

Einmal verabschiedete ich mich von einem unauffälligen jungen Mann namens Kolja, der seine Strafe (wegen Drogenbesitzes) abgesessen hatte. Es war klar, dass er wiederkehren würde, da er fünf seiner insgesamt dreiundzwanzig Jahre gesessen hatte. Er war nicht dumm, aber von Kindheit an hatte er das Gefühl, ein unerwünschter Paria zu sein, und sich mit anderen Gleichgesinnten durchgeschlagen. Sechs Monate später sehe ich Kolja wieder, mit einer